

Christine Zeis MC

Sr. Christine Zeis MC, geboren 1961, gehört seit 1988 der Gemeinschaft der Missionarinnen Christi an. Von 1991 – 2011 war sie in Leipzig und Jena tätig in Gemeindefarbeit, Erwachsenenbildung und Beratung, Berufungspastoral und Exerzitienarbeit. Seit Anfang 2011 ist sie Noviziatsleiterin ihrer Gemeinschaft in Weilheim/Oberbayern.



Christine Zeis MC

20 Jahre im anderen Deutschland

Vom Süden in den Osten und zurück

Wie spreche ich von dem Land, wo ich fast 20 Jahre meines Lebens verbracht habe? Die ehemalige DDR, Ostdeutschland, die neuen Bundesländer, Sachsen und Thüringen, die Diözesen Dresden-Meißen und Erfurt, die Städte Leipzig und Jena. Das Land meiner Sendung, der steinige Boden im Weinberg Gottes, Experimentierfeld für die Zukunft der Kirche, Heimat und Fremde zugleich. Im Oktober 1991 bin ich von Nürnberg nach Leipzig aufgebrochen, im Februar 2011 werde ich nach Weilheim in Oberbayern ziehen, um dort meine neue Aufgabe als Noviziatsleiterin zu übernehmen. Abschiedssituationen bringen es mit sich, das Gewesene zu betrachten und zu reflektieren, auf die Erfahrungen zu schauen, zu würdigen, was geworden ist, und auch kritisch zu sein, wenn es angebracht ist. Und so

passt dieser Artikel sehr gut in meine persönliche Situation des Zurückblickens: Ich würdige das, was Gott durch mich, durch uns Missionarinnen Christi in den letzten 20 Jahren in Ostdeutschland gewirkt hat. Und ich frage nach den Erfahrungen, die für uns Missionarinnen Christi und möglicherweise auch für Andere hilfreich sein können.

Leipzig: Aufbruch in ein neues, sehr anderes Land

Es hat sich so ergeben und war doch vielleicht kein Zufall, dass wir ausgerechnet am 3. Oktober 1991, dem Tag der deutschen Einheit, nach Leipzig aufgebrochen sind. Dem Umzug ging eine einjährige Erkundungsphase der Regionalleitung mit verschiedenen „Exkursionen“ voraus, denn wir spürten zwar

den Impuls, als Gemeinschaft in die ehemalige DDR zu gehen, hatten aber gleichzeitig wenig Vorstellung von den Gegebenheiten und Möglichkeiten. So waren wir dankbar für alle katholischen Insider vor Ort, die uns mit Ratschlägen und Vorschlägen zur Seite standen, bei der Ortsentscheidung mitwirkten, uns ermutigten zu diesem Schritt und ihn auch kritisch hinterfragten. Ich selbst war bei einer dieser Expeditionen nach Dresden und Leipzig dabei und erinnere mich an den unvertrauten Geruch nach Braunkohle, das Gefühl von Ausland, die Neugierde auf all das Neue und auf die Geschichten, die Schüchternheit als Wessi und Fremde.

Am Ende des Erkundungsprozesses stand die Entscheidung, dass wir zu dritt nach Leipzig ziehen sollten und erst vor Ort und im Gespräch mit der Leitung nach beruflichen Tätigkeiten schauen sollten. Mir stehen die spannenden Monate des Anfangs immer noch sehr lebendig vor Augen. Wir fanden Unterschlupf in drei Gemeinderäumen der kleinen katholischen Gemeinde St. Hedwig in Leipzig-Süd und waren sofort mitten drin im Gemeindegeschehen dieser lebendigen Kirche, die in einem ganz normalen Wohnhaus untergebracht war. Dankbar erinnere ich mich an das Weihnachtsgeschenk eines Gemeindemitgliedes von St. Hedwig: Wir Schwestern bekamen eine selbst aufgenommene Kassette mit Weihnachtsliedern des Thomanerchores. Und dazu den Kommentar, dass diese Musik uns helfen möge, uns in dieser schönen Stadt zu beheimaten. Auf der Basis beginnender Beheimatung erkundeten wir weiter und machten Erfahrungen: Es roch noch nach DDR, wir erlebten, dass es nicht alles gab,

was wir gewohnt waren, man wurde als Kundin im Milchgeschäft abgekanzelt, war froh, dass der Klempner katholisch war und uns terminlich bevorzugte, musste Fremdwörter lernen und üben, Schlange zu stehen. Unsere Besucher aus Westdeutschland verhielten sich manchmal typisch und eben deswegen peinlich: mit lauten Kommentaren über die Trabis und die neuen Gebrauchtwagen, den Blick ständig nach oben auf die Häuserfassaden gerichtet und mit Tipps, was noch alles wie zu renovieren sei, mit Erstaunen, dass es hier überhaupt Katholiken gibt, mit der Faszination, dass eine Stadt so grau sein kann. Wir alle hatten so wenig Ahnung von der Geschichte, Kultur, Geografie, dass es viel zum Nachholen und Entdecken gab. Später wurden alle unsere Gäste ins Zeitgeschichtliche Forum zur Information über die Geschichte der deutschen Teilung und der Wiedervereinigung und ins Stasimuseum geschickt, um eine geschichtliche Grundlage zu schaffen. Außerdem waren Gottesdienste in der Nikolaikirche und die Bachmotetten in der Thomaskirche Pflichtprogramm für die Besucher, dazu diverse (Bildungs-)Ausflüge nach Wittenberg, Dresden, Naumburg, Meißen, Eisleben, Merseburg ... Wichtig war für uns auch so manche kritische Anfrage, was wir Westordensleute denn hier wollten. Es wäre ja die ganze Zeit auch ohne uns gegangen. Und wir sollten nicht meinen, wir könnten irgendeinen Besserwissentipp abgeben. Da bleibt man als Neuling doch lieber schön leise und bescheiden und reflektiert das eigene Dasein und Vorgehen sehr genau. In einer ersten Zielbeschreibung formulierten wir unsere Sendung in Leipzig so: „Wir Missionarinnen Christi in Leip-

zig wollen gerne zur Verbindung und Vereinigung zwischen Ost und West beitragen, damit die noch bestehenden ‚unsichtbaren Mauern‘ durchlässiger werden. Wir wollen mit den Menschen in Leipzig das Leben teilen: hören und aufnehmen, was es durch die andersartige Geschichte an Lebenserfahrungen, an Bedürfnissen gibt und mitteilen von dem, woraus wir leben: Jesus Christus und seine befreiende, den Menschen aufrichtende Botschaft. Wir möchten nicht unbedingt in schon bestehenden binnenkirchlichen Strukturen arbeiten, sondern nach Wegen suchen, wie wir Menschen erreichen können, die das Christentum nicht kennen oder am Rande der Gesellschaft leben.“

Bald schon hatten unsere Vorstellungen von unseren Arbeitsmöglichkeiten einen realistischen Boden. Wir begannen in unseren ganz normalen, vertrauten Berufsfeldern in einer für uns ganz und gar nicht normalen und sehr unvertrauten Umgebung. Sr. Rita Kallabis arbeitete als Sozialarbeiterin in der Altenbetreuung der Caritas und organisierte mit Hilfe ihres hellblauen Diensttrabis den Umzug der Senioren in Altenheime, Sr. Juliane Lintner war als Krankenschwester eine der wenigen Katholikinnen in der neu übernommenen ambulanten Sozialstation. Ich begann als Gemeindefereferentin in der Pfarrgemeinde St. Martin im Stadtteil Grünau, bekannt als eine der größten Plattenbausiedlungen in der ehemaligen DDR. Bald kam Sr. Ulrike Baier zu uns dazu, die sich als gelernte Medizinerin in der Betreuung von Langzeit-Psychiatriepatienten engagierte und ein Enthospitalisierungsprojekt begleitete.

Damals war das Ost-West-Thema verständlicherweise allgegenwärtig und es

war immer wichtig, wer von wo kam. „Sie sind aber nicht von hier“, war oft einer der Begrüßungssätze – was mir im Lauf der Jahre zunehmend auf die Nerven ging. Dass oft selbstverständlich vorausgesetzt wurde, was man als Wessi schon alles von der Welt gesehen haben müsse, welche Wertehaltungen, welches Konsumverhalten, welche Verhaltensweisen man so haben müsse, war immer wieder Anlass für klärende Gespräche. Andererseits mussten unsere Gesprächspartner immer wieder unsere unwissenden, naiven (hoffentlich nicht verletzenden) Fragen und Bemerkungen ertragen.

Der Umgang mit den gegenseitigen Klischees war täglich Brot. Dass wir Westler in manchen Dingen ein anderes Kommunikationsverhalten hatten (haben?), wurde immer wieder deutlich. Die Kunst der indirekten Rede und des „Zwischen-den-Zeilen-Sprechens“ ist einfach anders ausgeprägt, ebenso wie die Kunst des Improvisierens und Organisierens (beneidenswert), die Kunst, in vermeintlich völlig chaotischen Sitzungen doch zu Ergebnissen zu kommen, so dass sich (fast) alle wohl fühlen. Manchmal bin ich ganz schön heftig in Fettnäpfchen getappt und habe erst relativ spät gemerkt, wie meine Ansichten und meine Vertrauenswürdigkeit „getestet“ wurde.

Der Charme der Diasporakirche

An dieser Stelle soll etwas über die Situation der Katholischen Kirche gesagt werden: Im Osten Deutschlands ist der Anteil der Christen aller Konfessionen an der Bevölkerung weniger als 20 %, wovon die Katholiken nach Regionen verschieden 3 – 5 % ausmachen. Eine

Ausnahme bilden das katholische Eichsfeld im Bistum Erfurt und die Gebiete der katholischen Sorben im Bistum Dresden-Meißen. In der Großstadt Jena mit ca. 100.000 Einwohnern gibt es eine einzige katholische Gemeinde mit ca. 5.000 Katholiken; dies ist die größte Pfarrei im Bistum Erfurt. In Leipzig beträgt der Anteil der Katholiken 3 % bei ca. 15 % evangelischen Christen. Damit ist heute bei der Katholikenzahl ungefähr ein Stand erreicht wie 1945, bevor die katholischen Flüchtlinge und Vertriebenen die wenigen bestehenden Pfarreien vergrößerten und etliche neue Kirchen und Pfarreien notwendig wurden.

Die Minderheitensituation der christlichen Diaspora in Ostdeutschland war für mich, die ich in einem katholischen Dorf aufgewachsen bin und immer in einer mehr oder weniger selbstverständlich christlichen Umgebung gelebt habe, nicht leicht zu verinnerlichen. Aber genau das war der Reiz der Gemeindefarbeit in der Diasporapfarrei. Die Lebendigkeit und der Zusammenhalt der Gemeinde haben mich beeindruckt ebenso wie die Geschichten, welchen Preis die religiöse Überzeugung während der DDR-Zeit hatte. Wer katholisch war, war es auch aus Überzeugung und nahm dafür etwas in Kauf, erhielt dafür aber einen relativ geschützten Raum in der Kirche. Religionsunterricht in den Gemeinderäumen, die Religiöse Kinderwoche als Höhepunkt des Jahres für die katholischen Kinder, Frohe Herrgottstunde für die Kleinen und die herausragende Bedeutung der Familienkreise, gut besuchte Sonntagsgottesdienste, Friedensarbeit und Engagement in der für Leipzig völlig neuen Situation im Umgang mit Asylbewerbern und Arbeitslosen – alles spannende Erfah-

rungen. Noch nie hatte ich die ökumenischen Beziehungen und die Gemeinsamkeiten mit den evangelischen Geschwistern so stark und prägend erlebt. Die katholische Martinsgemeinde und die evangelische Paulusgemeinde von Grünau pflegten seit Gründung der Pfarreien eine ausgesprochen enge Zusammenarbeit. Z. B. gibt es nur einen Kirchturm für beide Kirchen, dessen Glocken in beide Gottesdienste einladen. Gemeinsame Veranstaltungen, Mitarbeiterbesprechungen, Feste und Gottesdienste waren eine Selbstverständlichkeit. Für mich ist diese ökumenische Erfahrung ein bleibender Schatz und wegweisend geworden.

Was ebenfalls prägend war und bleiben wird, ist das freundschaftliche Miteinander mit anderen Ordensleuten, in unserer Situation als Neulinge besonders mit Gemeinschaften, die ebenso wie wir nach der Wende nach Ostdeutschland kamen. Die Zusammenarbeit mit den Leipziger Jesuiten, die damals begann, hält bis heute an. Die Treffen mit anderen Ordensgemeinschaften sind eine gute Tradition bis heute. Und schön ist, dass im Laufe der Jahre nicht mehr wichtig war, welche Gemeinschaften neu dazu kamen und welche „schon immer“ da waren.

Das familiäre Miteinander in den Diasporagemeinden und der Zusammenhalt der Christen ist wohlthuend: Man kennt sich untereinander und auch der Bischof kennt seine Leute. Die Kehrseite davon ist, dass die Gemeinden manchmal wie „eine feste Burg“ wirken und ein Heraustreten und Hineinkommen nicht leicht ist. Für manch ein traditionell geprägtes Gemeindeglied war es sicher nicht einfach, eine Ordensfrau, wie ich sie bin, zu akzeptieren. Um

so schöner war, dass wir Schwestern, als wir 1994 nach langem Bemühen endlich in eine Wohnung im 15. Stock eines Hochhauses in Grünau umziehen konnten, als Gemeinschaft in der Grünauer St. Martinsgemeinde sehr herzlich aufgenommen wurden.

Und was ist mit den vielen Nichtchristen?

So gut wie es war, sich anfangs mit der katholischen Welt Leipzigs vertraut zu machen, so merkte ich im Lauf der Zeit immer deutlicher die Herausforderung, die durch die vielen Nichtchristen gegeben war. Erstmals in der Geschichte trifft man in Ostdeutschland auf eine große areligiöse Mehrheit von mehr als 80 % der Bevölkerung. Die Herausforderung für die Kirchen ist, mit diesen Areligiösen in einen wirklichen Dialog zu treten in Ehrfurcht und Achtung vor den Anderen und ohne sie zu vereinnahmen oder zu bevormunden. Für uns als missionarische Gemeinschaft stellt sich die Frage nach dem Missionsverständnis und den Methoden, die sich daraus ergeben. Wir verstehen Mission als das alles bestimmende Verlangen, in Beziehung zu treten – in Beziehung zu treten zu den Menschen und zu Gott. In diesem Beziehungsgeschehen bedeutet Mission: aus sich heraustreten und vor andere hintreten, sich von ihrem Anderssein antasten lassen, ihnen das Kostbarste, was man hat, aussetzen, sich von ihnen in Bewegung bringen und verändern lassen. Mission ist Beziehung.

Diese Unruhe im Blick auf die areligiöse Mehrheit der Bevölkerung teilten auch die Jesuiten. Aus der Unruhe entstanden erste Ideen einer Zusam-

menarbeit, erste Überlegungen für ein Konzept, erste Verhandlungen mit den Ordensleitungen und dem Ortsbischof. Es entstand im Oktober 1997 die „Orientierung - Kontaktstelle der Katholischen Kirche für Lebens- und Glaubensfragen“ in der Trägerschaft der Jesuiten, in Zusammenarbeit mit den Missionarinnen Christi, mit der finanziellen Unterstützung des Bistums. Als ich bei einer zufälligen Begegnung mit Bischof Joachim Reinelt erstmals vorsichtig unsere Idee erzählte, meinte er, dass es nun endlich so weit sei. Er hätte schon lange auf eine Initiative der Ordensleute gewartet und wolle dies gerne unterstützen.

So offen waren manche Kollegen aus den Pfarreien nicht, denn sie setzten eher ausschließlich auf die bewährten Formen der Gemeindegarbeit, die in der kirchenfeindlichen Situation in der DDR-Zeit entstanden und damals sehr sinnvoll waren. Das Positive dieses Konzepts ist sicher zu bewahren und weiter zu führen. Allerdings war in den 90er Jahren das Bewusstsein, dass sich katholische Christen in die „Dinge der Welt“ einmischen sollten und ihren Glauben ins Gespräch mit Andersdenkenden bringen sollten, nicht weit verbreitet. Es war und ist bis heute für die katholischen Gemeinden der Diaspora nicht einfach, sich aus der Nischenkirche, wie sie zu DDR-Zeiten entstanden ist (und die in der damaligen Situation eine verständliche und gute Überlebensstrategie war), herauszubewegen und auf eine missionarische Pastoral zuzubewegen, wie sie heute notwendig ist und mittlerweile weit verbreitet gelebt wird. Damals wurde unser Versuch der Orientierung von manchen als nicht nötig und als Konkurrenz verstanden.

Kontaktstelle Orientierung und Raum der Stille in der Leipziger City

In der Diskussion um neue Wege der missionarischen Pastoral in Ostdeutschland ist die Kontaktstelle Orientierung längst ein viel beachtetes Projekt. In Beratung, Erwachsenenbildung zu Themen der Weltanschauung und Sinnfindung, aber auch mit der Einführung in Meditation sollen Wege des Dialogs mit Nichtchristen gesucht werden. Die Anfänge waren äußerst bescheiden: P. Bernd Knüfer SJ und ich fingen in zwei kleinen Büroräumen in einem Hinterhof in der Leipziger Südvorstadt an und machten Erfahrungen mit unserem Konzept. Mir kam zugute, dass ich unterdessen eine berufsbegleitende Ausbildung in Gestalttherapie hatte und dies in Beratung und Begleitung gut nutzen konnte. Wir „erfanden“ Veranstaltungen, die in Kooperation mit der Volkshochschule stattfanden – und oft auch ausfielen. Die Rückmeldung einer Teilnehmerin am Ende eines Einführungskurses in Meditation war, dass sie, wenn sie gewusst hätte, dass Katholiken diesen Kurs leiteten, nie daran teilgenommen hätte. Aber in den Räumen der Volkshochschule müsse die Sache ja seriös sein. Sie war durchaus dankbar und hatte eine neue Erfahrung mit Christen gemacht. Und uns machte es Mut, weiter ungewöhnliche Wege des Zugangs zu suchen, Kooperationspartner zu finden, unsere Sprache zu überprüfen, die Themen aufzuspüren. Ich habe selbst erfahren, dass es gar nicht so einfach ist, aus der kirchlichen Nische herauszutreten, die eigenen Berührungspunkte einzugestehen und die

Ratlosigkeit angesichts des Erlebens, dass unser Sinnangebot überhaupt nicht gefragt ist, auszuhalten. Ich erlebte meine Scheu vor dem Fremden und die Herausforderung, authentisch in Beziehung zu treten und phantasievoll nach Worten und Wegen der Verkündigung der Frohbotschaft zu suchen. Es ging und geht darum, Gott einen Weg zu den Herzen und Köpfen der Menschen zu bereiten. Den Weinberg Gottes in Leipzig habe ich wahrlich steinig erlebt. Hier einen Boden zu bereiten, den Acker vorsichtig zu bearbeiten, damit vielleicht irgendwann einmal ein Samenkorn Gottes landen kann, ist ein herausfordernder Auftrag. Es fordert den eigenen Glauben heraus, dass es reicht, aus der tiefen Verbundenheit mit Jesus Christus heraus sich ganz zur Verfügung zu stellen, darauf zu vertrauen, dass er längst im Anderen anwesend ist und durch uns wirkt.

Bald war klar, dass die Räume der Orientierung in die Leipziger City verlegt werden sollten. Wieder Konzeptarbeit, wieder Verhandlungen, wieder Raumsuche, wieder ganz praktische Fragen: von der Werbung ehrenamtlicher MitarbeiterInnen bis zur Farbe des Teppichs, von der Gestaltung des Raums der Stille bis zur Anschaffung von Lampen. Seit Herbst 2001 hat die Orientierung neue Räume in der Leipziger City bezogen und will mit der Kontaktstelle und dem Raum der Stille den Zugang für Interessierte, Fragende und Suchende erleichtern. Der Raum der Stille ist ein Angebot für alle, die auf der Suche nach Ruhe sind, die innehalten und Kraft schöpfen möchten. Er verzichtet bewusst auf ausdrücklich christliche Symbolik. Vielmehr erzählt die Lichtinstallation davon, wie Gott und Mensch,

Himmel und Erde sich berühren, in der Hoffnung, dass diese Erfahrung vielen suchenden Menschen in Leipzig geschenkt wird. Den Umzug in die City hat bereits meine Nachfolgerin, Sr. Susanne Schneider, mitgemacht. Seitdem ist sie eine begeisterte Mitarbeiterin in der Orientierung und arbeitet mit dem jetzigen Leiter, P. Hermann Kügler SJ, und vielen Ehrenamtlichen weiter im Sinne des Zieles dieser Einrichtung. Verschiedene Gesprächsgruppen, Glaubenskurse, Club der Nachdenklichen, Klang-Stille-Raum, Meditationsgruppen, besondere Gottesdienste, Seminare zu aktuellen Themen, Feiern des Erwachsenwerdens, Taufvorbereitung, therapeutische und geistliche Begleitung, Treffpunkt sozial engagierter Gruppen ... sind nur ein Ausschnitt aus dem aktuellen Programm der Leipziger Orientierung. Dazu gibt es 25 ehrenamtliche Mitarbeiter, die abwechselnd den Präsenzdienst in der Kontaktstelle übernehmen und sehr viele Menschen, die der Orientierung verbunden sind. Die Orientierung ist groß geworden, sie ist ein Segen für viele Suchende und eine Bereicherung der kirchlichen Landschaft in Leipzig.

Natürlich hat sich nicht nur die Orientierung weiter entwickelt, sondern auch der Einsatz der Missionarinnen Christi in Leipzig. Mit den Veränderungen in der Zusammensetzung der Schwesterngruppe waren auch immer wieder neue berufliche Einsatzfelder möglich. Sr. Rita Kallabis übernahm bald für einige Jahre die Aufgabe der Geschäftsführerin bei der Caritas, Sr. Raphaela Sinzinger arbeitete als Familientherapeutin in einem neuen Kinder- und Familienzentrum in Grünau, Sr. Petra Fink fing zunächst als Gemeindefe-

rentin an und war dann Studentin der Erziehungswissenschaften, Sr. Anna Eichinger war viele Jahre Seelsorgerin am Uni-Klinikum. Sr. Ulrike Richter arbeitete als Sozialarbeiterin im Verein Kobra e.V., der sich um Frauen kümmert, die Opfer von Menschenhandel geworden sind. Derzeit leben drei unserer jüngeren Schwestern in Leipzig: Neben Sr. Susanne Schneider sind dies Sr. Maria Wolfsberger, die ihr Studium der Kirchenmusik in Halle abgeschlossen hat und derzeit ein Orgelaufbaustudium macht, und Sr. Anita Leipold, die in Dresden Sozialarbeit studiert. Es hat

Autoreninfo

vollständige Angaben zum Autor stehen Ihnen in der gedruckten OK zur Verfügung.

ein Generationenwechsel stattgefunden und kürzlich auch ein Ortswechsel: Seit Anfang 2011 wohnen die Missionarinnen Christi nicht mehr in Grünau, sondern in Zentrumsnähe. Eine neue Etappe der Missionarinnen Christi in Leipzig hat begonnen. Auch nach den vielen Jahren bleibt die Sendung der Schwestern die gleiche: Sie wollen Brückenbauerinnen sein und ihr Leben mit den Menschen teilen, jede in der Weise, wie es ihre persönliche Berufung und Sendung und der Auftrag der Gemeinschaft ermöglichen. Sie wollen Jesus Christus vergegenwärtigen und Zeuginnen sein von der leidenschaftlichen Liebe Gottes zu jedem Menschen. Sr. Susanne Schneider reflektiert ihr Wirken in Leipzig so: „Ich bin ganz herausgefordert, den Glauben neu zu buchstabieren. Ich erlebe mich stark

als Lernende und mache interessante Entdeckungen, wenn ich mir den Kopf zerbreche darüber, wie ich Inhalte rüberbringen kann. Außerdem bin ich als Person sehr gefragt, denn den Konfessionslosen sind kirchenhierarchische Probleme und innerkirchliche Auseinandersetzungen weitgehend egal. Es geht um Wesentliches: um Grundfragen nach Sinn, nach Gott, dem Leben und dem Tod; es geht um das was trägt im Leben. In der Buntheit dieser Großstadt ist alles zu finden - eben auch Missionarinnen Christi. Wir Schwestern leben private und berufliche Beziehungen, Kontakte, Freundschaften, die uns in Leipzig integrieren. Offensichtlich wird man im Lauf der Zeit zum halben Ossi. Wir gehören hier her - und ich fühle mich am richtigen Platz.“

Jena: ein Ort für die Orientierung

Mein Weg führte mich im Herbst 2001 von Leipzig weg in eine neue Aufgabe: Ich wurde zur Verantwortlichen für Berufungspastoral unserer Gemeinschaft ernannt und beauftragt, ein Projekt für suchende junge Erwachsene zu entwickeln, verbunden mit der Suche nach einem geeigneten Ort für eine neue Lebensgruppe mit diesem Auftrag. Zusammen mit Sr. Barbara Hermle war ich als „Kundschafterin“ unterwegs. Der Ort hätte auch Frankfurt am Main sein können: Es gab dort sehr viele sinnvolle Anknüpfungspunkte für die Arbeit mit jungen Erwachsenen und viele Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit anderen Ordensleuten. Viele meiner Mitschwestern äußerten deutlich ihre Meinung zu unserem Suchprozess: „Wenn wir schon neu anfangen, dann in Ostdeutschland.

Da gehören wir hin. Wenn schon, dann eine Stadt, wo fast keine Ordensleute sind und wo wir wirklich gebraucht werden.“ Das heißt: Wir haben den schwierigeren Teil gewählt. Oder: Gott hat uns den Wegweiser in Richtung Jena gestellt; wir wurden wieder in einen steinigen Weinberg gelockt.

Seit Sommer 2002 leben Missionarinnen Christi in Jena und sind gemeinsam für das Projekt Orientierung verantwortlich, dessen Leiterin ich bis jetzt war. Es ist typisch für Missionarinnen Christi, auf die Zeichen der Zeit zu achten und nach ihren Möglichkeiten Antwort zu geben. Das Projekt Orientierung in Jena ist eine solche Antwort und macht die Orientierung für suchende junge Menschen zur Sendung der Missionarinnen Christi. Im Flyer beschreiben wir dies so: „Manchmal brennen die Lebensfragen, manchmal sind sie eher verdeckt. Immer geht es um ein sinnvolles, erfülltes Leben. Dies zu finden ist oft nicht einfach - aber möglich. Wir wollen suchende Menschen auf diesem Weg aufmerksam und respektvoll begleiten, damit sie dem eigenen Leben auf die Spur kommen.“

Wieder sind wir im Plattenbau gelandet, diesmal im Stadtteil Jena-Lobeda. Wieder war es ein Ankommen im Provisorium, ein Hinhören auf das Neue und Fremde, eine aufmerksame Suche, was Gott in dieser Stadt von uns und mit uns will. Ich merkte deutlich, dass mir meine Erfahrungen der 10 Jahre in Leipzig sehr zugute kamen. Anscheinend hatte ich schon ein wenig die Sprachfärbung angenommen, denn als eine Frau mich in der Straßenbahn in ein Gespräch über Lebensmittel zu DDR-Zeiten verwickelte und dabei eindeutig von „wir“ sprach, wider-

sprach ich ihr nicht, sondern war ein klein wenig stolz auf meine Inkulturation. Meine Mitschwester hatten, wie alle neu zugezogenen Schwestern, viel zu lernen. Sr. Gerda Brockmeyer beschreibt ihre Erfahrungen der ersten Zeit in Jena so: „Für mich bedeutet das Leben in Jena ein Heraustreten aus den gewohnten Erfahrungen, sich hörend auf die Lebensgeschichten der Menschen der ehemaligen DDR einzulassen, ein Gespür zu bekommen für die Denk- und Lebensweise und für die Nöte der Menschen. Ich nutze jede Gelegenheit, um mit Leuten ins Gespräch zu kommen und scheue mich nicht, die zufälligen Bekanntschaften in der Straßenbahn, in den Geschäften, in der Nachbarschaft oder im Park zu nutzen, um mehr über das Leben der Menschen hier zu erfahren.“

Bei aller Kontaktfreude unsererseits - für unsere Mitbewohner im Haus war das Klingelschild mit „Missionarinnen Christi“ schon sehr verdächtig und ein gut gemeinter Vorstellungsbuchung von Tür zu Tür im Treppenhaus ist auf ziemliches Misstrauen gestoßen. Wenn dann unsere Nachbarin nach einem Jahr zu uns sagt: „Haben Sie nicht noch mehr Schwestern? Da wird noch eine Wohnung frei“, ist dies doch ein großer Vertrauensbeweis und Erfolg! Von diesen „Erfolgen“ auf der Beziehungsebene können wir im Lauf der Jahre einige vorweisen. Dagegen können wir weniger mit einer großen Zahl von Taufbewerbern und Ordenseintritten aufwarten, denn dies ist nicht unser vorrangiges Ziel. Die Menschen sollen durch uns in Berührung mit Jesus Christus kommen. Nur manchmal führt dies in die Kirche.

Der Laden in der Kneipengasse

Mit der Einweihung des Beratungs- und Gruppenraumes in der Jenaer Innenstadt ist im Mai 2004 eine Idee Wirklichkeit geworden, die sich Schritt für Schritt entwickelt hat und die in vielen Überlegungen und Entscheidungen Gestalt gewonnen hat. Der Raum ist ein ehemaliger Laden mit Schaufenster und liegt in der Wagnergasse, die als Jenaer Kneipengasse bekannt ist. Von der Leitung des Bistums Erfurt sind wir in unserem Vorhaben wohlwollend begleitet und bei der Renovierung und Ausstattung des Ladens großzügig finanziell unterstützt worden, so dass ein heller, lebensbejahender, einladender Raum für die Orientierung entstanden ist. Die damalige Regionalleiterin, Sr. Hildegard Schreier, drückte ihre Wünsche bei der Einweihung mit folgenden Worten aus: „Mit diesem Raum möchten wir Missionarinnen Christi einen Ort zur Verfügung stellen, an dem Menschen ihrem eigenen Leben auf die Spur kommen können. Wir eröffnen diesen Raum, damit sich vor allem für junge Menschen Räume eröffnen können - innere Räume und neue Horizonte, damit bisher unentdeckte Lebensmöglichkeiten wachsen können. Wir möchten nicht nur einen Raum, sondern Personen zur Verfügung stellen, damit junge Leute bei ihrer Lebenswegsuche Gesprächspartnerinnen finden für ihre Fragen. Ich wünsche, dass sich hier möglichst viele junge Menschen als wertvoll erleben dürfen und erfahren können, wie sich Horizonte weiten und Zukunft vorstellbar wird.“

Die Orientierung ist eine Einrichtung der *Berufungspastoral* der Missionarinnen Christi. Dabei ist wichtig, dass

„Berufung“ im weiten Sinn als Prozess des Suchens und Findens des ganz persönlichen Lebensweges gemeint ist. Es gilt, die persönlichen Begabungen und Fähigkeiten zu entdecken, zu entfalten und im eigenen Lebensentwurf zu leben. Gleichzeitig ist die Orientierung auch ein pastorales Projekt für *junge Erwachsene*, die in der postmodernen Gesellschaft vielfach überfordert sind mit Wahlmöglichkeiten oder auch mangels Berufschancen keine Wahl mehr haben. Entscheidungen treffen und Kriterien dafür finden, sich bewusst sein, was wirklich wichtig ist, mit Brüchen und Überforderungen zurecht kommen ... das sind Themen, mit denen sich junge Leute herum schlagen. Da das Projekt in Jena angesiedelt ist, ist es auch ein Versuch, Kirche in einer entchristlichten Gesellschaft zu sein und ins nichtchristliche Milieu hinein den Gott des Lebens zu sprechen. Insofern ist die Orientierung auch ein *missionarisches Projekt*, denn es wendet sich sowohl an Christen aller Konfessionen als auch an Nichtchristen und versucht, die Schwelle der Ansprechbarkeit niedrig zu halten. Willkommen sind alle; einzige Bedingung ist das suchende Unterwegssein.

Für suchende junge Menschen gibt es die Möglichkeit, Beratung in Anspruch zu nehmen für die eigene Wegsuche, für Entscheidungshilfe, Berufungsklä rung, Krisenbewältigung oder auch zur spirituellen Begleitung. Es gibt ein Kursangebot im Themenbereich der Selbstfindung, der Persönlichkeitsentfaltung und der Spiritualität. Besonders deutlich wird die gemeinsame Verantwortung aller Schwestern für das Projekt beim Angebot der Gastfreundschaft. In unseren beiden Wohnungen

haben wir Platz für Gäste, die bei uns für begrenzte Zeit mitleben wollen. Wir bekommen immer wieder Rückmeldung, dass der Laden einladend und unsere Wohnung am Stadtrand für Auszeiten gut geeignet ist.

Es passt zu uns Missionarinnen Christi, dass wir keine Sonderwelten für unsere Spiritualität brauchen, sondern mitten in der Stadt und in der Plattenbausiedlung geistliches Leben transparent machen für die, die wissen möchten, woraus wir leben. Wenn wir wöchentlich mittwochs im Laden unser offenes Meditationsangebot haben, sind manchmal Stimmen von Passanten zu hören und immer wieder kommen Neugierige einfach mal herein – und oft kommen sie wieder. Im Engagement der anderen Schwestern zeigt sich, wie wir auf vielfältige Weise die Frohe Botschaft Jesu verkündigen: Sr. Barbara Hermle hatte als Sozialarbeiterin im Obdachlosenheim eine Herzensaufgabe gefunden. In der Arbeit für benachteiligte Menschen und für eine gerechtere Gestaltung der Gesellschaft gibt es viele Berührungen mit engagierten Menschen. Manchmal haben diese einen christlichen Hintergrund und oft sind es Leute, die „mit Kirche nichts am Hut haben“, wie Sr. Gerda Brockmeyer aus ihrem vielfältigen ehrenamtlichen Engagement in der Jenaer Tafel und mit MigrantInnen weiß. Sr. Ruth Schmidl kümmert sich ehrenamtlich um SeniorInnen und macht mit ihnen Gedächtnistraining. Außerdem ist sie zuständig für Angehörige von Patienten des Klinikums, denen wir in unserer Gästewohnung eine Bleibe und Begleitung anbieten. Sr. Maria Fokter war bis vor kurzem als Krankenschwester auf der Intensivstation des Uniklinikums tätig.

Nach meinem Auszug wird die Jenaer Lebensgruppe aus den Schwestern Gerda, Ruth und Christine Romanow bestehen. Sr. Christine wird als Religionslehrerin arbeiten und übernimmt als meine Nachfolgerin die Orientierung, die sie auf ihre Weise und mit ihren Schwerpunkten weiterführen wird. Mit Gottes Hilfe wird „der Laden weiterlaufen“ und suchende junge Erwachsene werden weiterhin den Weg zu den Missionarinnen Christi finden.

20 Jahre Missionarinnen Christi in Sachsen und Thüringen

Wenn ich zurückblicke auf den Einsatz der Missionarinnen Christi in Ostdeutschland seit 1991, dann komme ich nicht umhin, ein wenig stolz zu sein. Im Lauf der Jahre haben 14 verschiedene Schwestern in Leipzig gelebt und acht Schwestern in Jena. Mitgezählt sind dabei auch Novizinnen, die jeweils für zwei Monate ein Praktikum machten und die Mitschwestern, die mehrere Monate in Leipzig lebten, um sich auf ihren Einsatz in Omsk/Sibirien vorzubereiten. 22 Missionarinnen Christi haben länger oder kürzer in Ostdeutschland gelebt und ich weiß von keiner, die nicht gerne in Leipzig oder Jena gewesen wäre. Die Kenntnisse der Lebenssituation in Ostdeutschland aus eigener Erfahrung prägen die Einzelnen, wirken in die Gemeinschaft, in die Familien und Freundeskreise der Schwestern und tragen zum gegenseitigen Verstehen bei.

Stolz bin ich auch, dass es der Leitung unserer Gemeinschaft wichtig ist, diese Einsatzorte in Leipzig und Jena zu halten. Auch wir Missionarinnen Christi sind wie alle Ordensgemeinschaften von

Personalknappheit betroffen und müssen überlegen, welche Einsätze beendet und welche weitergeführt werden. Trotz dieser Personalnot bleiben Leipzig und Jena auch künftig Schwerpunkte in der Einsatzplanung. Im Sommer wird eine vierte Schwester nach Leipzig ziehen, Sr. Christine Romanow ist vor kurzem nach Jena gekommen, um die Orientierung weiterzuführen, eine Noviziatspraktikantin wird im Sommer für einige Zeit mitleben. Es sind auch Einsatzorte, die wichtig sind für die Formation, denn hier können die Frauen in den verschiedenen Phasen des Kennenlernens und der Einführung Erfahrungen machen mit dem Gemeinschaftsleben und den Einsätzen der Schwestern in einem Umfeld, wo Christen in der Minderheit sind und der missionarische Geist einer Missionarin Christi erprobt werden kann. Schön ist, dass wir derzeit eine Novizin aus Mecklenburg-Vorpommern haben und es eine Interessentin aus Leipzig gibt.

Für alle Schwestern, die neu in Ostdeutschland anfangen, bleibt es weiterhin wichtig, sich auf die andere Kultur, auf die andere Geschichte und die Erfahrungen der christlichen Minderheitensituation einzulassen. Inkulturation ist umfassend und meint nicht nur eine Vorliebe für Köstritzer Bier und Musik von J.S. Bach, Thüringer Klöße und Wandern am Rennsteig, Bratwürste vom Grill und Schwibbögen in den adventlichen Fenstern. Getragen ist die Inkulturation vom Willen, sich wirklich beheimaten zu wollen und gleichzeitig vom Bewusstsein, immer fremd zu bleiben, weil die Erfahrungen aus der Zeit der SED-Diktatur nicht unsere waren. Deshalb sind wirkliches Interesse am Anderen und eine Haltung des

Respektes von größter Wichtigkeit. So können Beziehungen wachsen und so ist wirklicher Dialog möglich, wo auch die Offenheit für Fragen der Religion und des Lebenssinns einen Platz haben. Dazu braucht es ein Hingehen zu den Menschen und ein Aufsuchen ihrer Lebenswirklichkeiten. Es braucht gute Gelegenheiten und neue Zugänge.

Ich komme aus der Zukunft

Die Minderheitensituation der Kirche in Ostdeutschland ist eine Herausforderung, die nicht nur die Christen angeht, die hier leben. Hier ist bereits Wirklichkeit, wie sich die Kirche in Zukunft vielleicht entwickeln wird. Im bereits weitgehend säkularisierten Osten wird sich beispielhaft entscheiden, ob die kirchliche Verkündigung die Menschen heute erreicht oder nicht. Ostdeutschland ist ein großes Experimentierfeld für neue Wege der missionarischen Pastoral, für glaubwürdige Formen des kirchlichen Lebens, für ein wirklich dialogisches Miteinander aller, die in der Kirche Jesu Christi Verantwortung tragen für die Verkündigung der Frohbotschaft an die Menschen von heute - und das sind alle Christen. Es gilt, sich jede Art von Nostalgie zu verbieten und mutig Neuland zu betreten. Unser Bischof von Erfurt, Dr. Joachim Wanke, steht für das Eintreten für diese neuen Wege der missionarischen Pastoral und die Öffnung der Gemeinden auf die Nicht-, Anders-, „Halb“-Gläubigen hin und gleichzeitig für die Ermutigung der Christen in der Diaspora, ihren Glauben zu bezeugen und auskunftsfähig in Wort und Tat zu werden. Es kann wohl nur in der familiären Situation eines

Diasporabistums passieren, dass ich bei einer Begegnung mit dem Bischof ihm gegenüber äußere: „Herr Bischof, wir schaffen das gemeinsam!“ – was mir zwar im Nachhinein etwas peinlich war, aber deshalb nicht weniger stimmt. Eine glaubwürdige Kirche bei den Menschen und der froh und lebendig bezeugte Glaube sind auch heute anziehend. Kirche muss nichts anderes sein als von Jesus Christus ergriffen, und sie muss nichts anderes tun als bescheiden und dienend bei den Menschen zu sein, deren Herzen Gott erreichen möchte. Wenn ich in ein paar Wochen von Jena nach Weilheim in Oberbayern ziehen werde, dann nehme ich außer meinem Gepäck sehr viele wertvolle Erfahrungen mit, für die ich dankbar bin. Ich hatte 20 spannende Lebensjahre in Ostdeutschland. Ich habe die Entwicklung im Zusammenwachsen von Ost und West, die Entwicklung in der Pastoral, die Entwicklung in der Annäherung der kirchlichen Erfahrungen erleben und punktuell ein wenig mitgestalten können. Wir haben den Boden bearbeitet, geackert, gesät, gegossen – Gott hat wachsen lassen. Die Erfahrungen in Ostdeutschland haben mich geprägt und werden weiter wirken. Ich habe mir sagen lassen, auch in Oberbayern gäbe es mittlerweile Nicht-, Anders- und „Halb“-Gläubige. Ich werde dort schon ein paar „Heiden“ finden und bin neugierig zu erfahren, wie sich heute die Suche nach Gott in einem katholischen Umfeld gestaltet. Ich werde mich wieder auf ein neues, sehr anderes Land einlassen.